

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 5

Artikel: Ohne uns würden die Fische aussterben
Autor: Krauer, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ohne uns

Forellenbrut, ungefähr 1 Monat alt, schwimmfähig. Der Dottersack ist größtenteils aufgezehrt.

würden die **Fische** *aussterben*

Von H. KRAUER

Fischereiaufseher

*Früh krümmt das Häkchen,
wer ein Fischereiaufseher
werden will.*

Wenn Sie in den letzten Jahren einmal zwischen Oktober und Januar in Zürich oder Umgebung, sei es in einer vornehmen Zunftstube oder in einem einfachen Landgasthof, eine Forelle gegessen haben, dann können Sie sicher sein, daß dieses Tierchen zuvor durch meine Hände

gegangen ist, und zwar ganz buchstäblich. Warum das so ist, werde ich später erzählen.

Im Kanton Zürich gibt es drei Fischereiaufseher; einer davon bin seit 22 Jahren ich. Mein Aufsichtsgebiet ist heute der westliche Drittel des Kantons, eingeschlossen die Limmat und die übrigen

Bäche bis an die Kantonsgrenze Schwyz, Zug und Aargau. Schon als Drittklässler kam ich mit einem Vertreter dieses Berufes in Berührung. Allerdings ganz gegen meinen Willen und ohne die leiseste Ahnung, damit einen Blick in meine Zukunft getan zu haben.

Unser Posthalter besaß die Fischberechtigung in der Pfäffiker Aa und hatte mir erlaubt, ihn zu begleiten. Er fischte mit der Angel, mir stand nur eine Schnur mit einer Stecknadel zur Verfügung, die ich mit einer Zange gekrümmt und daran Brot befestigt hatte. Plötzlich trat ein hagerer, langer Mann auf mich zu, legte mir das Ende seines Spazierstockes auf den Kopf und verlangte einen Ausweis. Als Begleiter des Posthalters bin ich mit einem Verweis davongekommen.

Nach dem Austritt aus der Schule fischte ich während meiner Freizeit in den Torflöchern der heimatlichen Umgebung. Sie haben sich, wenn der Pegelstand des Pfäffikersees von Regenfällen oder von der Schneeschmelze her hoch ist, mit Wasser

gefüllt, das darin bleibt, auch wenn der See stark zurückgeht. In diesen Löchern ist, wenn sie in keiner Verbindung mit dem See oder der Aa stehen, das Fischen ohne Bewilligung erlaubt.

Als ich später in Wallisellen in einer Fabrik arbeitete, ging ich meiner Leidenschaft jeweils samstags und sonntags im Ried nach. Es befanden sich unter meinen Kollegen eine ganze Anzahl Fischer; aber auch mit Pächtern von Bachrevieren kam ich in Berührung. Ich konnte sie mit verschiedenen Vörteli beim Fischen bekannt machen; das haben sie mir nicht vergessen. Als der Fischereiaufseher in Wangen schwer krank wurde, munterten sie mich auf, mich um diese Stelle zu bewerben und versprachen mir, mich dabei zu unterstützen. Als dann die Stelle ausgeschrieben wurde, habe ich mich wirklich dafür beworben. Bei dieser Gelegenheit kam es mir wahrscheinlich zugut, daß ich vor einigen Jahren die Carnegie-Medaille als Lebensretter erhalten hatte. Das war so zugegangen:

*Ich wollte ein Leben retten und
rettete zwei*

An einem Februarabend beobachtete ich auf dem Heimweg von der Arbeit Kinder beim Schlitteln. Ich glaubte zu sehen, wie ein kleiner Bub die Straße hinunterfuhr, von der ich wußte, daß sie unten einen scharfen Rank macht. Die Sache konnte nicht gut ausgehen! Wirklich fuhr der Schlitten geradeaus in den dortigen Weiher. Ich sprang so schnell mich die Beine trugen zu Hilfe. Der Weiher war etwa handtief mit Sulz bedeckt. Als ich etwa einen halben Meter weit draußen stand, tauchte plötzlich aus dem Sulz ein Kopf auf und verschwand wieder – aber was war das? Ich hatte doch geglaubt, einen Buben auf dem Schlitten zu sehen, und was da eben aufgetaucht war, schien der Kopf eines alten Mannes. Ich schritt weiter hinaus, bis mir der Sulz an die Schultern kam. Da stieß ich auf etwas Festes. Ich griff nach einem

alten Mann, der auf allen Vieren im Wasser stand. Kaum hatte ich ihn ans Land geschleppt, riefen mir die Kinder zu, der Fritzli sei noch im Wasser. Ich mußte noch einmal in den Weiher zurück und fand schließlich den Knaben etwa 30 cm unter der Oberfläche.

Die Sache war so zugegangen, daß der über 60 Jahre alte Mann den Buben auf den Schlitten genommen hatte und mit ihm den steilen Weg hinabgefahren war, ohne weise noch bremsen zu können.

Im folgenden März erhielt ich dann ein großes Ehrendiplom und mit der gleichen Post 50 Franken.

Einige Wochen nach meiner Bewerbung wurde ich im Rathaus Zürich vor der kantonalen Fischereikommission nach meinen Kenntnissen geprüft. Dann hörte ich wochenlang nichts mehr, und ich war

schon froh, daß ich außer einem Kollegen und meiner Frau niemand etwas von meiner Bewerbung verraten hatte. Da, am Silvester kurz vor 12 Uhr, suchte man mich in der Fabrik, ich sei von Zürich angerufen worden. Ich wußte die Telefonnummer der Finanzverwaltung, Abteilung

Fischerei und Jagd, auswendig, ich hatte sie mir täglich einige Male vorgesagt. Nun erfuhr ich, daß ich am Vorabend zum Fischereiaufseher für den Fischereikreis Dachsen gewählt worden sei, mit Amtsantritt am 1. Januar – das ist nun 22 Jahre her.

Von Fischfrevlern und Schafdieben

In meinem Aufsichtsgebiet, das die Stadt Zürich und damit beinahe eine halbe Million Menschen einschließt, hat wohl fast jeder männliche Einwohner zum mindesten einmal eine Bestimmung der Fischereivorschriften übertreten, vielleicht sogar ohne es zu wissen. Möglicherweise hat er als Motorradfahrer einmal sein Fahrzeug mit Petrol geputzt und zum Schlusse das verunreinigte Petrol in eine Straßendole geleert. Das Petrol geht dann direkt in die Limmat; nach Artikel 21 des Bundesgesetzes ist das verboten. Oder aber, was noch wahrscheinlicher ist, er hat einmal als Bub im Zürichsee gefischt. Vom festen Ufer aus ist das zwar gestattet, aber vielleicht geschieht es einmal von einem Steg aus oder vom Schifflein. Das ist ohne Patent verboten. Natürlich ist es gänzlich ausgeschlossen, daß ich mich mit allen diesen kleinen Sündern abgeben könnte. Er tappe ich einen auf einem Kontrollgang, klopfe ich ihm wohl auf die Schultern und erkläre ihm, was erlaubt und was verboten ist; aber sonst hat auch hier die lokale Polizei zur Ordnung zu sehen.

Die chronischen Fischfrevler sind teilweise recht ungemütliche Burschen. So entdeckte ich einmal an einem Samstagnachmittag auf einem Kontrollgang bei strömendem Regen beim Kemptweiher bei Kemptthal einen Mann beim Fischen. Ich beobachtete ihn aus einer Deckung. Dann sah ich, wie er die Angelrute niederlegte, den Zementbalken, von dem aus er fischte, verließ und mit einem Passanten am Ufer ins Gespräch kam. Nun näherte ich mich ihm. Als ich mich auswies, wurde der Schwarzfischer, ein Hüne von Gestalt,

sofort sehr ausfällig und bemerkte, er boxe gern. Ich antwortete ihm, daß ich gern velofahre, im übrigen müsse er doch zugeben, daß er eben gefischt habe. «Chasch ja go luege, du Löli», antwortete er. Da sich die Angelrute auf der andern Seite des Baches befand, zu der ein 40–60 cm breiter Zementbalken führte, schickte ich den Mann voraus, um von ihm nicht ins Wasser hinuntergestoßen zu werden. Als er die Rute aufhob, hing daran richtig eine Forelle, die nicht einmal das Maß von 18 cm Länge hatte, unter dem man Forellen damals überhaupt nicht fangen durfte. Heute ist das Maß 22 cm. Zunächst löste ich das Fischlein sorgfältig ab und warf es ins Wasser zurück, dann verlangte ich die Personalien des Mannes. Er verweigerte sie. «Nun», sagte ich, «dann bleiben wir eben beieinander, bis ich weiß, wer Sie sind.»

Auf diese Worte hin wollte er sich auf mich stürzen. Erst als ich meine Pistole herauszog, stand er still. Ein Automobilist, der den Zwischenfall bemerkte, hielt an und avisierte die Polizei. Es stellte sich dann heraus, daß es sich bei dem Schwarzfischer um einen gefürchteten Raufer und Boxer handelte, der einmal in einem Irrenhaus versorgt gewesen war. Für solche Fälle ist meine Pistole, die ich mitführe, gut; sie hat noch niemandem Schaden gebracht; aber mich hat sie schon vor solchem bewahrt.

Ein anderesmal war mir mitgeteilt worden, irgendwo in der Nähe von Fehraltorf werde von zwei Brüdern nächtlich schwarz gefischt. Auf meinen Kontrollgängen war mir selbst schon aufgefallen,

daß in einem Bache jener Gegend Steine weggerückt und Moos beschädigt war. Ich meldete also meinem Chef, daß ich in der folgenden Samstagnacht die Strecke begehen wolle. Der Chef riet mir, polizeiliche Unterstützung mitzunehmen. Das schien mir nicht so günstig. Polizisten sind nicht alle so gewöhnt wie ich, ganze Nächte lang auf offenem Feld auf Horchposten zu liegen. Hingegen begleitete mich ein Fischereiaufseher-Praktikant. Etwa um 2 Uhr morgens schritten wir auf der Hauptstraße von Fehraltorf her in der Richtung Illnau. Plötzlich bemerkte ich im Ried in der Nähe eines Fabrikweiheres ein Licht aufblinken. Wir schlichen uns behutsam auf der Hauptstraße weiter, bis auf die Höhe, in der Richtung des Lichtes. Als wir in der Nähe einer Unterkunftshütte ein Geräusch hörten, legten wir uns auf den Boden. Da bemerkte ich in der Nähe den schwachen Umriß einer Gestalt. Ich tastete mich vorwärts, geriet in die Hütte, und rief: «Wer da!» Dabei kamen mir zwei Beine eines toten Tieres, das auf einem Tische lag, in die Hände. Im gleichen Augenblick sprang die Gestalt davon und ich ihr nach. Ich rief dem Praktikanten zu, vorn um die Hütte herumzulaufen, ich sprang hinten um diese herum. Der Unbekannte rannte auf das offene Feld und ich ihm nach. Plötzlich stand ich vor einem zweiten Unbekannten. Dieser rief: «Halt, was gibt es da!» Zugleich sah ich, wie er mit der rechten erhobenen Hand ein Metzgermesser aufzog. Nun hatte auch der Praktikant aufgeholt und sprang dem Unbekannten, den er vermutlich der Dunkelheit wegen nicht sah, fast an. Dieser richtete das Messer sofort gegen mich. Ich wich ein wenig zurück, zog meinen Browning, gab über diesen hinweg einen Schreckschuß ab und rief: «Messer weg!» Auf den Schuß hin ließ der Mann das Messer fallen, und ich forderte ihn auf, mitzukommen.

Wir hatten mit dem Falle die ganze Nacht zu tun. Am Schlusse stellte sich heraus, daß die beiden Burschen, die wir als Schwarzfischer verdächtigt hatten und die es auch waren, in diesem Fall ihrem Nachbarn einen Schafbock entwendet und

DENKSPORT- AUFGABE-T.



Die meisten Männer haben meistens Zündhölzchen in der Tasche. Man kann damit nicht nur seine eigenen Zigaretten anzünden, sondern mit einer zuvorkommenden Geste auch diejenigen der andern und dadurch beweisen, daß man weiß, was sich gehört. Man kann die Zündhölzchen aber auch zur Unterhaltung brauchen. Falls Ihnen einmal ein langweiliger Bekannter gegenüber sitzt und Sie nicht mehr wissen, was reden, und dennoch als kluger Mensch — als Mann von Welt — gelten wollen, so nehmen Sie neun Zündhölzchen und fragen, wie es möglich sei, damit drei gleiche Vierecke zu konstruieren.

Die Lösung ist kinderleicht, aber sie muß einem in den Sinn kommen.

Lösung siehe Seite 71.

geschlachtet hatten. Bei dem einen der beiden handelte es sich um einen gemeingefährlichen Kerl, der schon früher wegen Körperverletzung gesessen hatte.

Meistens geht es aber nicht so gefährlich zu. Wenn ich bei der Gewässerkontrolle irgendwo plötzlich sehe, wie sich das Wasser trübt oder wie gewisse Algen daher geschwommen kommen oder auch wie verscheuchte Vögel auffliegen, gehe ich der Ursache nach und entdecke dann oft einen Frevler. Versucht ein solcher zu fliehen, verstelle ich ihm den Weg. Nachdem ich mich ausgewiesen habe, nehme ich ihm die Personalien ab, und bei der Visitation finde ich dann meistens verbotene Fischgeräte oder gefangene Fische. Durch meine lange Erfahrung ist es mir sehr oft von weitem möglich, Schwarzfischer aus der Art, wie sie ihrer Beschäftigung nachgehen, zu erkennen.

Hie und da verraten sie sich schon durch die scheuen Blicke, die sie von Zeit zu Zeit in die Umgebung werfen oder durch die Unruhe, in die sie geraten, wenn sie ein Geräusch hören. Ich merke auch gleich, mit wem ich es bei ihnen zu tun habe. Je schwerer die Burschen sind, um so unflätiger schimpfen sie über das Gesetz, über die Polizei und die ganze Welt.

Die Frevler fischen viel von Hand, da die Forellen, die sich unter Steinen verstecken, von geübter Hand leicht gepackt werden können. Natürlich wird auch oft mit der Angel gefrevelt, gelegentlich mit Gift. Das Schwarzfischen mit Netzen ist seltener, höchstens, daß etwa ein Pächter im eigenen Revier während der Schonzeit dies versucht.

*Mit Speck fängt man keine
Fischereiaufseher*

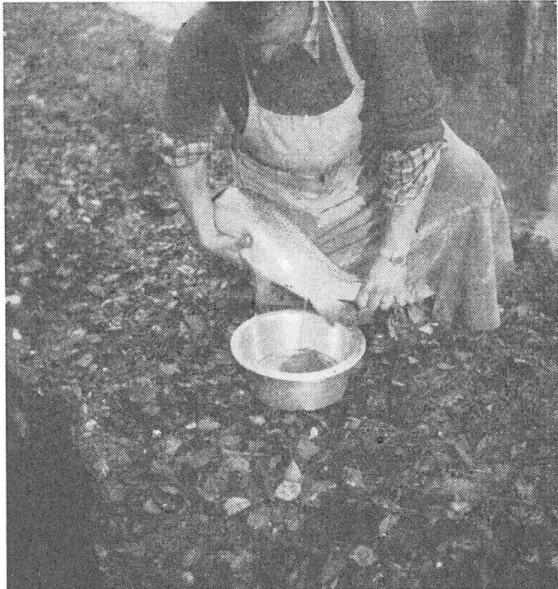
Eines Tages befand ich mich in der Nähe des Türlersees und beobachtete mit einem Feldstecher die Umgebung. Der Wasserstand befand sich im Sinken, das Wasser war ruhig, und ich wunderte mich schon, daß niemand dieses gute Fischwetter ausnützte. Da entdeckte ich gegen das Strandbad doch einen einsamen Fischer. Es fiel mir sofort auf, wie straff die Schnur gestreckt war. Der Mann mußte mit einem hier verbotenen Fischgerät, einem Löffel, fischen. Als ich an den Standort des Fischers gekommen war, lag die Rute am Boden, und der Mann machte gerade einen Zapfen daran fest. Ich zündete mir einen Stumpfen an und schaute ihm eine Zeitlang möglichst unbeteiligt zu. Schließlich stellte ich ihm einige harmlose Fragen und ging wieder den gleichen Weg zurück. Nachdem ich mich außer Sichtweite befand, erkletterte ich eine Tanne. Von dieser aus sah ich, wie der Mann aufs neue mit einem Löffel zu fischen begann. Er näherte sich meinem Versteck bis auf etwa 150 m. Ich beobachtete, wie er zwischenhinein mit einem Holzstück ins Wasser schlug und dann jeweilen etwas im Rucksack versorgte. Der Mann fing also auch noch Frösche. Ich mußte auf dieser Tanne länger ausharren, als mir lieb war, aber nach etwa einer Stunde konnte ich meinen luftigen Sitz verlassen und näherte mich wieder dem Fischer. Als ich bei ihm stand, hatte er die Angel bereits wieder abgerissen und suchte den Zapfen. Ich zeigte ihm, daß er diesen auf dem Hut habe, und

zwar völlig trocken. Darauf wies ich mich aus und verlangte das Patent. Er bestritt zuerst alles. Erst als ich ihm in seinem Rucksack die gefangenen Frösche und in einer Zigarettenbüchse 20–25 Löffel zeigte, schlug der Ton um. Nun redete er von seiner Frau und seinen Kindern und daß er zu allem hinzu erst noch nächste Woche in den Militärdienst einrücken müsse. Als ich mich zum Weggehen anschickte, begleitete er mich und fing an davon zu reden, wie schön es wäre, gelegentlich ein Stück Speck in der Suppe zu haben (es war noch während der Zeit der Rationierung). Da ich auf seine Andeutungen stumm blieb, wurde er deutlicher. «Mached Si doch kein Rapport», sagte er schließlich, «dänn schick ich Ihne es Pfund Späck.» Später erhöhte er sein Angebot auf 1 Kilo, ja sogar auf 2 Kilo, dazu stellte er mir erst noch eine rassige Autofahrt in Aussicht. Das konnte mich natürlich nicht hindern, meinen Rapport abzuschicken.

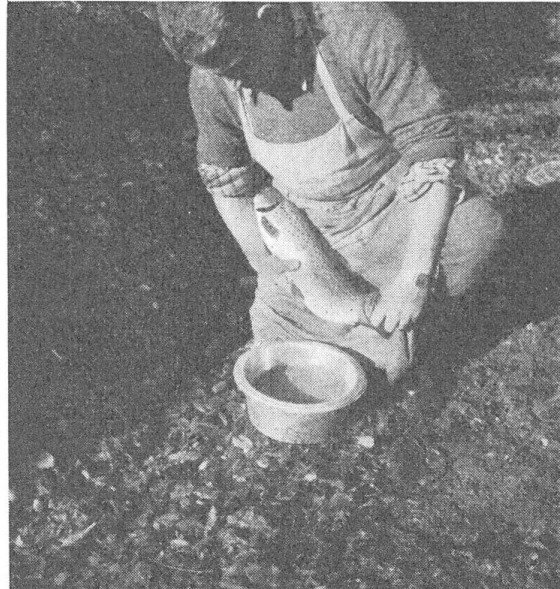
Ein anderesmal beobachtete ich einen untermäßigen Bären. Für Nichtfischer muß ich bemerken, daß es sich dabei nicht um ein zwerghaftes Raubtier, sondern um ein Fanggerät handelt, dessen Geflecht nicht die gesetzliche Maschenbreite von 30 mm hat. Ich ließ den Betriebsleiter rufen, der dort fischberechtigt ist, notierte seine Personalien und sagte ihm, daß ich den Bären mitnehmen müsse. «Lönd Si doch, de Bär da, ich mag mi nüd mit de Behörde ume-schla, es isch mer wäg de Lüüt. Do händ

Si 50 Franke, und die Sach isch in Ornig.»
 Ich tat so, wie wenn ich nicht merken
 würde, was er im Schilde führe und riet
 ihm nur, das Geld an den Statthalter zu

schicken. Er hatte dann auch die Vernunft,
 dies zu tun und erhielt deswegen auch nur
 eine Buße von 50 Franken statt von 100
 Franken, die er sonst erhalten hätte.



Laichreifes Seeforellenweibchen. Ausstreifen der Eier.



Laichreifes Seeforellmännchen. Ausstreifen des Samens über die Eier.

Zyankali

Zu meinen Obliegenheiten gehört es auch, wenn jemand einem Bache zur Bewässerung für technische Zwecke oder um einen Entenweiher anzulegen usw. Wasser entziehen will und dafür ein Konzessionsgesuch einreicht, zu prüfen, ob man es bewilligen kann. Ich muß feststellen, ob der Wasserentzug vom Bache den Fischbestand schädigen könnte. Auf einem solchen Gang entdeckte ich, während ich eine Brücke überschritt, im Bache plötzlich etwas Weißes. Es handelte sich um ein etwa 15 cm langes totes Fischlein. Es hatte, wie ich sofort feststellte, noch fast die natürliche Farbe, war nicht beschädigt, und Maul und Kiemen standen leicht geöffnet: Es mußte Fischvergiftung vorliegen. Ich brach meinen Kontrollgang ab, ging dem Bachbett nach hinauf und zählte auf einer kurzen Strecke 27 tote Forellen.

Daraufhin telephonierte ich im nächsten Dorfe dem Landjäger, dem Statthalter und einem Beamten der Gesundheitsbehörde. Es wurden darnach 1800 vergiftete Forellen festgestellt.

Wie die anschließende Untersuchung zeigte, wies die Wassertierwelt in den zwei Nebenbächen keine Schäden auf. Die Giftquelle mußte also direkt in den Hauptlauf gekommen sein. Bei unsern Nachforschungen stießen wir auf einen galvanischen Betrieb, in dem ich in einem offenen Kübel Zyankali fand, das für eines der galvanischen Bäder gebraucht wurde. Nachdem ich dem Betriebsinhaber geraten hatte, dieses tödliche Gift zunächst einmal wie Gold einzuschließen, mußte ich ihn über die Fischvergiftung orientieren. Sie rührte offenbar von dem Abwasser seines Betriebes her. Wir hatten schon einmal einen

ähnlichen Fall. Solche Schadenfälle kosten den Urheber unter Umständen bis zu 3000 Franken Schaden. Sie können durch Anlagen vermieden werden, in denen das Abwasser neutralisiert wird.

Die Fische haben es heute schwer

Früher lebten die Fische unter viel günstigeren Bedingungen. Die Gewässer hatten noch ihren natürlichen Lauf. Als die Bevölkerung immer dichter wurde, mußte durch Meliorationen Land gewonnen und durch Drainagen das Wasser vieler Bäche im Oberlauf in Röhren gefaßt und zugedeckt werden. Viele Bäche führen nun nur noch bei Regenwetter und dann sehr viel Wasser, während sie in regenarmen Zeiten oft völlig trocken liegen. Der größere Wasserverbrauch führte auch dazu, daß man immer mehr nach Wasser grub und immer mehr Quellen gefaßt wurden. Neben den Meliorationen verschlechtert auch die zunehmende Verschmutzung der Gewässer die Lebensbedingungen der Fische. Ohne die staatlichen Schutzmaßnahmen wäre der Fischbestand wohl schon bereits auf einen kleinen Bruchteil zurückgegangen.

Gleichzeitig wurden aber auch die Fischfangmethoden und die Fischgeräte immer raffinierter. Durch die Fischereigesetzgebung hofft man den Fischbestand trotzdem zu erhalten. Die wichtigste Maßnahme besteht in der Beschaffung des Brutmaterials und der Besetzung der Gewässer mit jungen Edelfischen, vor allem Forellen, Äschen, Felchen und Hechten. Die andern, die sogenannten Weißfische, vermehren sich ohne staatlichen Schutz genug.

Im Oktober beginnt die Schonzeit der Forellen. Eine bestimmte Anzahl geeigneter Fischer erhalten eine Spezialbewilligung für den Laichfischfang. Sie müssen die Fische lebend in passenden Behältern zur Verfügung halten. Der Fischereiaufseher, in meinem Gebiet also ich, prüft dann diese Fische. Ich nehme sie Stück für Stück aus dem Behälter und scheidet die

Fischvergiftungen rühren am häufigsten von Siloabwassern, von Kanalisationen und von Jauche her, die zu nah am Bach unvorsichtig verführt wird.

Rogner (weibliche) und die Milchner (männliche Tiere) aus. Mit einem leichten Druck der Hand stelle ich bei jedem einzelnen Fisch fest, ob er geschlechtsreif ist. Wenn nicht, gebe ich ihn dem Wasser zurück, wenn ja, streife ich die Eier in eine bereitstehende Schüssel. Vom Milchner streife ich auf die gleiche Weise die Milch (das Sperma) ab.

Pro Saison streife ich persönlich einige tausend Laichfische. Diese dürfen erst nachdem ich sie durch eine Perforierung der Schwanzflosse als solche gekennzeichnet habe, verkauft werden. Das ist notwendig, um nachher kontrollieren zu können, ob während der Schonzeit wirklich nur erlaubt gefangene Fische in den Handel kommen. Die Kontrolle der Restaurants und Gaststätten gehört, wie ich schon anfangs erwähnte, ebenfalls in meinen Pflichtenkreis.

Nachdem die Eier von den Rognern in die Schüssel abgestreift sind und vom Milchner die Milch, wird das Ganze mit einer Feder umgerührt. Man setzt etwas Wasser hinzu und rührt wieder. Nachdem die Masse dann etwa 2 Minuten stehen gelassen und wiederholt mit Wasser gespült wurde, damit die Eier von der Milch befreit werden, kommen die so befruchteten Eier in eine feine Gaze und werden in eine Fischzuchtanstalt gebracht. Solche gibt es im Kanton Zürich für die fließenden Gewässer zwei, die eine in Wangen, die andere in Dachsen.

Dort wird die Stückzahl der Eier kontrolliert. Nachher kommen sie in die Bruttröge, und zwar werden die verschiedenen Fischarten auseinander gehalten. Die schlechten Eier, die weiß werden, entfernt man immer wieder von Zeit zu Zeit mit

einer Pinzette oder einem Glasrohrheber, damit sie die andern nicht anstecken.

In einem guten Jahre schlüpfen in einer solchen Fischzuchtanstalt in der Brutperiode bis 800 000 Fischlein aus. Zunächst leben diese noch aus ihrem Dottersack, dann schrumpft dieser langsam zusammen, und die Fische beginnen selbständig ihre Nahrung zu suchen.

Die ausgebrüteten Fische werden darauf in den 253 Revieren der fließenden Gewässer ausgesetzt. Jeder Revierpächter ist verpflichtet, das ihm bestimmte Quantum Jungfische einzusetzen.

Als Einsatzstelle wird das oberste Quellgebiet des Gewässers ausgewählt, wo die jungen Fische vor den größeren sicher sind, die Strömung kleiner ist und auch noch keine Verunreinigung besteht. In den Seen setzt man sie in der sogenannten Halde in der Uferzone aus, damit sie den Schutz der Wasserpflanzen genießen. Die Plätze sind ungefähr die gleichen, welche die Fische zum Laichen benützen. Die Aussetzung erfolgt vom Februar bis Mai. Wir

fahren, gewöhnlich unserer zwei, im Auto oder im Zug oder manchmal per Velos mit unsern Kübeln hin. Der Pächter ist über den Zeitpunkt und den Ort der Aussetzung verständigt. Ein Teil der ausgebrüteten Fischlein bleiben in den Fischzuchtanstalten und werden zu Sömmerlingen in den Teichen aufgezogen. Sie werden erst im Juli/August ausgesetzt, ja sogar bis in den Oktober hinein.

Im Rhein, in der Thur, der Töb, in der Limmat und zum Teil in der Sihl werden nur Sömmerlinge ausgesetzt, weil die ganz kleinen Fische hier durch Enten, Möwen und größere Fische zu vielen Gefahren ausgesetzt wären.

Im Kanton Zürich werden einschließlich der Seen jährlich gegen 90 Millionen Fischeier ausgebrütet und gegen 65 Millionen Brut ausgesetzt, dazu etwa 60 000 Sömmerlinge. Gefangen werden auf diesem Gebiet jährlich 500 000 bis 700 000 Fische mit einem Gewicht von etwa 140 000 kg.

Fischer und Fischer

Für den Zürichsee besteht das Patentsystem. Rund 1400 Patentfischer und verschiedene hundert Freiangelfischer sind daran beteiligt, außerdem etwa 18 Berufsfischer, die das Vorrecht auf den Gebrauch bestimmter Fischereigeräte genießen. Bei diesen vererbt sich gewöhnlich der Beruf innerhalb der Familie, oder dann wird ihre Zahl durch Fischerknechte, die sich selbständig machen, ergänzt. Die Berufsfischerei ist fast so etwas wie eine Lotterie. Ihre Erträge in Felchen sind sehr stark von der Witterung abhängig. Stürmt es, müssen die Fischer die Netze oft 2–3 Tage lang draußen lassen. Rinnt der See, können die Netze abwärts getrieben werden und am Grunde hängen bleiben, dann haben sie tagelang Arbeit, um die Netze zu flicken.

Wenn man nur alt genug wird, macht einen wohl jeder Beruf zum

Menschenkenner. Man sieht die Menschen nur in jedem Beruf wieder von einer andern Seite. Auch unter den Fischern, wie bei jeder Menschengattung, gibt es recht verschiedene Leute. Für manche ist der Ertrag aus dem Verkauf der Fische die Hauptsache. Manche sind besonders stolz auf die Anzahl der gefangenen Fische, andere auf deren Gewicht. Viele fischen, um eine Abwechslung in der Küche zu erzielen. Es gibt aber auch Fischer, die selbst keinen Fisch anrühren würden. Manchen ist es wichtig, mit Kollegen über ihren Sport zu reden. Viele fischen nur, um ihre Nerven zu beruhigen. Eine große Anzahl Fischer haben, wenn sie ihrer Leidenschaft nachgehen, für nichts anderes mehr Augen, wieder andere sind vor allem große Naturfreunde.

Ich empfinde Verständnis und Sympathie für alle Gattungen von Fischern,

solange sie sich im Rahmen des Gesetzes bewegen. Aber ohne die Freude an der Natur hätte mich der Beruf des Fischereiaufsehers nie gelockt. Sie schenkt mir auch die schönsten Stunden. Auf meinen nächtlichen Kontrollgängen oder wenn ich auf Horchposten liege, sehe ich, wie Füchse

an mir vorbeistreichen und Hasen miteinander spielen. Ich höre vom frühen Frühling bis in den Herbst Vögel, die man tagsüber nicht zu Gesicht bekommt, und am Rhein hörte ich schon die ganze Nacht durch Nachtigallen schlagen.

Schweizerische Anekdote



Seit über einem Jahr begegne ich auf meinem Weg ins Geschäft mindestens einmal pro Woche einem sympathischen Herrn in meinem Alter, der stets eine Pfeife zwischen den Zähnen hat. Mein Söhnchen hatte mir gesagt, der Herr heiße Hiltbrunner. Da der von mir sehr geschätzte Dichter Hermann Hiltbrunner tatsächlich in unserer Gegend wohnt, zweifelte ich

nicht an der Richtigkeit der Aussage meines Spröbblings, und es freute mich, daß es nach einiger Zeit dazu kam, daß der Mann mit der Pfeife und ich uns gegenseitig begrüßten, wenn wir einander auch nicht vorgestellt waren.

Eines Tages gab es sich nun, daß ich mit meinem Dichter anlässlich eines unbedeutenden Verkehrsunfalles, dessen Zeugen wir beide wurden, ins Gespräch kam.

«Geben Sie bald wieder ein neues Werk heraus?» erkundigte sich ziemlich unvermutet mein Gesprächspartner. Diese Frage setzte mich in nicht geringes Erstaunen; denn ich bin von Beruf Ingenieur und schreibe auch in meinen Mußestunden keine Bücher. Auf meinen verwunderten Blick fuhr der Herr mit der Pfeife verwirrt fort: «Sind Sie denn nicht der Dichter Hiltbrunner?»

Zum Glück hatte ich die Geistesgegenwart, nicht herauszuplatzen: «Ich meinte immer, Sie seien Hiltbrunner.»

Das Mißverständnis ist sicher lustig. Leider hat es aber zur Folge — und das ist das typisch Schweizerische an der ganzen Geschichte — daß wir uns zwar weiterhin grüßen, aber ängstlich vermeiden, ins Gespräch zu kommen; denn wer der andere ist, wissen wir beide bis jetzt noch nicht.

Mitgeteilt von L. K.